

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Siegen, den 31. Mai 1844.

Tendenz.

Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und seiner des Auslandes. Organ für jeden Vaterlandsfreund, Aufklärer und Wächter über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun. Der Literatur und Unterhaltung ist ein Theil unserer Spalten gewidmet.

Preis.

Erscheint wöchentlich zwei Mal, am Dienstag und Freitag. Vierteljährlich bei der Expedition 17 1/2 Sgr., bei den Postanstalten im Umfange des preuß. Staates (sowie im deutschen Buchhandel, vierteljährlich 25 Sgr.) außerhalb des preuß. Staates wird der Preis bei der Post etwas erhöht. Die Einrückungsgebühren betragen per Zeile 1 Sgr. od. 3 1/2 Fr.

U e b e r s i c h t.

Ueber die Stellung von Staat und Kirche. Geschichtliches. II. Die Finanzen Frankreichs, mit besonderer Berücksichtigung des Handels dieses Landes. Die Gunst für Eisenbahnunternehmungen. Ueber Deffentlichkeit und Mündlichkeit. Korrespondenz. Zur Literatur und Unterhaltung: Eouard Westburg, oder die Verschönerung der Söhne Oldenbarnselds. (Fortsetzung.) Neues Kapitel. — Skizzen aus Kobl's Reisen in Schottland (Fortsetzung.) — Literatur-Bericht. — Mannigfaltiges. — Literarischer Anzeiger.

Ueber die Stellung von Staat und Kirche. Geschichtliches.

II.

Siegen, den 30. Mai.

Gegen die Orthodoxie in der protestantischen Kirche erhob sich der Pietismus, und da er den Glauben innerlicher machte, sträubte er sich gegen ein Kirchenregiment, welches ihm darin Normen vorschreiben konnte. Die eigentliche Kirchengewalt wurde damit aufgehoben, und es blieb nur die weltliche Macht des Landesherrn. Dieser ist also nicht durch den Lehrstand gebunden, und die aristokratische Kirchenverfassung hat somit der monarchischen Platz gemacht. Er bedarf kein Konsistorium, er kann als Herr des Landes Veränderungen in der Liturgie treffen. Die Kirchengewalt soll nach der Lehre der Pietisten nur den äußeren Frieden erhalten, daß man um des Glaubens willen, sich nicht verfolge, der Glaube selbst liegt in jedes Einzelnen Willen. Diese Kirchengewalt muß natürlich jeder Fürst, da er ja die Ordnung in seinem Lande aufrecht zu erhalten berufen ist, besitzen, sie ist also nichts als die Staatsgewalt, sie setzt nicht einmal einen christlichen Regenten voraus.

Gegen die Wahrheit dieses Territorialsystems spricht jedoch, daß der Landesherr die Kirchengewalt nur über seine evangelischen, nicht über die andersgläubigen Unterthanen besitzt. Ueberdem ist in der Beweisführung ein Sprung. Denn, wenn nach pietistischer Lehre die Kirche eine freie Gemeinschaft ist, die sich auf den innern Glauben stützt, so müssen die Glieder dieser Gemeinde die Gewalt über sie, als freie Genossenschaft, dem Landesherrn erst übertragen, sie liegt nicht mit in der landesherrlichen Macht.

Aber neben der unsichtbaren Kirche ließ sich die sichtbare nicht ignoriren; diese ist ein Ausfluß jener. So betrachteten die Rationalisten die Kirche als eine freie Gemeinschaft, die nach einem Vertrag ihre Verfassung festsetze. Darnach wird die Stellung der Kirche zum Staate die jeder andern Gesellschaft, jedes Kollegiums, er hat über sie Rechte, wie über ein Kollegium. Die Liturgie und die Befestigung der Lehrstellen fallen nun dem Landesherrn, als dem Schirmherren des Kollegiums, zu. Dies ist das Kollegialsystem, wozu der Landesherr nicht als solcher seine Befugnisse über die Kirche ausübt, sondern weil die Kirchengemeinschaft ihre Hoheit ihm stillschweigend, wie zur Reformationszeit, oder bestimmt übertrage. Als Landesherr darf er, nach dem Kollegialsystem, nur die Verordnungen der Kirche genehmigen, als erwählter Schutzherr aber darf er Kirchengesetze geben. Aber, fragen wir, welches ist die oberste Gewalt? Diese bleiben offenbar die Glieder der Kirchengemeinschaft, sie müssen wieder das Aufsichtsrecht über sie haben, und können das doch sogleich über den Fürsten nicht. Den Glauben kann aber der Fürst auch nach diesem Systeme natürlich nicht festsetzen, denn er ist nur ein Laie, dem die oberste Gewalt übertragen ist. Wir haben hier also, da die Kirche die oberste

Gewalt festhält, sie aber eine ganz freie Genossenschaft ist und Jeder an der Gewalt Theil hat und mit seiner Stimme gehört werden muß, eigentlich nichts als die Idee der Volkssouveränität in einem besonderen Gebiete.

Nun kam die Revolution dazu und zerstörte allen kirchlichen Sinn. Man bekümmerte sich um Nichts, als den Staat, die Kirche ging in den Staat auf. In einer richtigen Ansicht von dem Werthe eines religiösen Sinnes im Volke auch für den Staat dachte da Friedrich Wilhelm III. von Preußen daran, den Versuch zu machen, ihn in seinem Lande neu zu beleben. Obgleich er als Landesherr die Liturgie selbst einrichten konnte, ernannte er dennoch eine Commission von Geistlichen, die sich damit beschäftigen sollte. Der erste Versuch mißlang. Aber nach dem Kriege nahm der König seine Pläne wieder auf, erneuerte die bischöfliche Würde und was besonders wichtig war, richtete zuerst ein Kultusministerium ein. Hierauf wurde, da in allen Dingen die Einheit geliebt wurde, die Union der lutherischen und reformirten Kirche eingeführt und am Reformationsfeste gefeiert. Um die Einheit auch äußerlich durch die Liturgie zu bezeichnen, wurde eine Agenda zunächst für die Hof- und für die Garnisonkirche verfaßt, dann allgemein empfohlen. Dagegen aber erhob sich vielfacher Widerstand. Manche, besonders in Schlesien, meinten, sie enthalte zuviel reformirte Bestandtheile und solle die unirten Gemeinden allmählich zur reformirten Kirche führen, Andere, sie nähme sich zu sehr der alten Liturgie an, Andere, sie stimme zu sehr mit dem katholischen Ritus überein. In diesem Widerstand zeigt sich schon der durch die Zeitverhältnisse genährte kirchliche Sinn, man tadelt die Uebermacht des Staates über die Kirche. Noch einmal wurde die Agenda einer Kommission von Theologen übergeben und darauf in der neuen Redaktion allgemein 1830 eingeführt. Aber die Gährung war nicht beschwichtigt und in Schlesien rissen sich die Altkatholiken von der unirten Kirche los.

Die in Preußen eingerichtete Union sollte die Einheit der protestantischen Kirche darstellen. Ein Hauptunterschied hatte in der Abendmahlstheorie stattgefunden; abgesehen von dem lutherischen und reformirten Ritus wollte man darum auf den biblischen Gebrauch zurückgehen, wobei weder die lutherische, noch die reformirte Ansicht verletzt wurde. Es kam aber bei dieser Angelegenheit nochmals das liturgische Recht des Landesfürsten zur Sprache und es stellte sich heraus, daß in den Köpfen der Theologen noch immer die alten Systeme herrschten, wie denn Schleiermacher für das Kollegialsystem war. Für den Staat war die Union jedenfalls von Bedeutung, er erhielt dadurch eine größere Kraft, und sie war eigentlich auch aus der fühlbarer gewordenen Nationalität hervorgegangen. Wie die einzelnen politischen Stämme in der politischen Vereinigung Opfer gebracht hatten, so mußten auch die beiden Konfessionen ihre Besonderheiten aufgeben. Die unirte Kirche ist eine Staatskirche, aber sie ist nicht so stark und kräftig gewesen wie der Staat.

Gleichwie die deutsche evangelische Kirche sich vereinigte, so mußte auch die deutsche katholische Kirche sich uniren. Eine solche Union, Rom gegenüber, war ein Lieblingsgedanke vieler in der Zeit nach dem Befreiungskriege, und namentlich am Rhein wurde ihr Bedürfnis gefühlt. Wessenberg war sehr thätig, aber er und die Gleichgesinnten fanden an den Höfen, an denen die römischen Einflüsterungen mehr vermocht hatten, keinen Anklang. Und doch

bleibt diese Union ein Ziel, welches zunächst erstrebt werden muß; ohne sie ist keine deutsche Nationalität möglich. Daher wagte die Curie im Jahre 1837 einen neuen Angriff auf die evangelische Kirche, faktisch ihr die Anerkennung verweigern. Die gemischten Ehen mußten dazu dienen. Es hatte sich nämlich der Gebrauch festgesetzt, daß der Vater die Konfession seiner Kinder bestimmte. Eine solche Gleichstellung entsprach dem Grundsatz der Parität, der schon durch den westphälischen Frieden angenommen war. Das Breve des Papstes Pius vom Jahre 1830 befahl den Bischöfen, die gemischte Ehe nicht durch ihre Abwesenheit ungünstig zu machen, auch wenn das Versprechen der katholischen Kindererziehung nicht geleistet würde, der Trauung selbst aber sich nicht zu unterziehen. Die Bischöfe in Preußen aber hatten nach Uebereinkunft mit der Regierung die Trauung als Regel angenommen. Der Erzbischof Droste von Bischering schlug sich der Uebereinkunft ungeachtet, auf die Seite des Papstes und verbot die Einsegnung gemischter Ehen. Er wurde suspendirt; dennoch folgten der Erzbischof von Osnabrück und die Bischöfe von Westpreußen. Die katholische Kirche am Rhein hielt es mit dem Papste und dem Erzbischof, da sie eingesehen hatte, daß gegen deren Gewalt die Regierung die Wissenschaft nicht zu schützen gewagt hatte. Die protestantischen Theologen blieben bei diesem Conflict ruhig, sie zeigten ihre mangelhafte politische Bildung und Energie, und seitdem sind sie in Rom nicht mehr gefürchtet. Der Streit ist besonders darum so bedauerndwerth, weil er die eben begonnene Einheit Deutschlands wieder zerstörte. Die römische Kirche muß stets, wie sie es immer gewesen ist, gegen diese Einheit sein, nur eine deutschkatholische Kirche kann sie herbeiführen. In der Sache selbst hat diesmal Rom gesiegt, wenn es auch in etwas den Erzbischof fallen ließ. Glücklicher war der Staat Württemberg in seinem Conflict mit der Curie, ihn unterstützten die freieren politischen Institutionen.

Die Finanzen Frankreichs, mit besonderer Berücksichtigung des Handels dieses Landes.

Als in den neunziger Jahren und in der zunächst darauf folgenden Zeit ein großer Theil des übrigen Europa's gegen Frankreich in Waffen war, vermehrten sich begreiflich auch die Ausgaben dieses Landes gar sehr; indes wurden sie zum großen Theile durch außerordentliche Kontributionen, die man zum bedeutendsten Theile auf das Ausland wälzte, gedeckt, weniger durch Vermehrung der Nationalschuld. Eine solche trat in sehr bedeutendem Maße erst ein, als durch den pariser Frieden vom Jahre 1814 und darauf durch den vom Jahre 1815 die Herrschaft Frankreichs sehr beschränkt ward, und durch die bekannte Kriegskontribution, welche die verbündeten Mächte diesem Königreiche auferlegten, demselben gar beträchtliche Ausgaben entstanden. Aber auch nachdem solche — gegen das Jahr 1819 — aufgehört hatten, blieben die öffentlichen Ausgaben ungemein bedeutend, und das Budget überstieg fast in allen Jahren das zur Zeit des Kaiserreichs aufgestellte, theils in Folge außerordentlicher Verwendungen, die in den zwanziger Jahren eintraten, theils und mehr noch, weil bei solchen Ausgaben meist mit sehr geringer Sparsamkeit verfahren ward, indem — wie wenigstens von anscheinend Unterrichteten behauptet wird — Denen, welche solche

zu besorgen hatten, gar häufig ihr wirkliches oder vermeintliches Privatinteresse höher vorstand, als das Interesse des Staates. Zu den außerordentlichen Ausgaben gehörten namentlich die, welche in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre durch die Okkupation Spaniens entstanden. Weit bedeutendere aber traten gegen das Ende dieses Zeitraumes und zu Anfang der dreißiger Jahre ein, zuerst in Folge der Julirevolution, dann besonders der Besetzung Algiers und der daraus hervorgehenden Kriege in Nordafrika.

So wuchsen denn Staatsausgaben und Staatsschuld vom Jahre 1815 bis gegen Ende der dreißiger Jahre fast unaufhörlich, und jene betrugen im Jahre 1839 nicht viel weniger als das Doppelte von Dem, was sie im Jahre 1814 betragen hatten. Aber ganz überaus groß wurden die öffentlichen Verwendungen, als im Jahre 1840, unter Thiers' Verwaltung, in Folge der bekannten orientalischen Frage, die außerordentlichsten Rüstungen eintraten und das Heer auf einen Bestand gebracht ward, welchen es kaum unter Napoleon gehabt hatte. Aber auch als diese Rüstungen aufgehört, und die Armee wiederum ihrem früheren Bestande genähert worden war, verminderten die Staatsausgaben sich nicht, waren vielmehr vom J. 1841 bis zum J. 1843 bedeutender, als in den letzten dreißiger Jahren.

Sehr erhebliche Verwendungen forderten in dieser neuesten Zeit bekanntlich die Befestigung von Paris und die großentheils — auf Staatskosten bewirkte — Anlage von Eisenbahnen, während die Ausgaben auf das Heer in Algerien in bedeutendem Umfange fortbestanden. Und es waren nun die Gesamtausgaben des Königreichs, welche im J. 1815 zu denen Britanniens sich etwa nur wie 1:3 verhalten hatten, nicht sehr viel geringer, als die dieses Landes, indem sie im J. 1843 zu solchen etwa in der Proportion von 23:24 standen. Indes muß bemerkt werden, daß, während vom J. 1815 bis zum J. 1843 jene überaus große Vermehrung der Ausgaben Frankreichs eintrat, diejenigen Englands sich nicht unbedeutend verminderten; wie Letzteres in einer der früheren Nummern dieses Blattes näher angegeben ist.

Da nun übrigens in Frankreich ein bedeutender Theil der öffentlichen Verwendungen durch Anleihen gedeckt ward, so wuchsen die Steuern nicht in dem Verhältnisse, in welchem die ersten sich vermehrten. Namentlich bemerkte man bei den direkten Abgaben einen sehr großen Zuwachs nicht. Mehrere indirekte aber stiegen bedeutend; so die meisten Konsumtionssteuern und die Zölle; diese in der Regel in dem Verhältnisse, in welchem die Einfuhr fremder Waaren sich mehrte, jene in dem Maße, in welchem der Verbrauch von Verzehrungsgegenständen zunahm. Doch wuchs diese Konsumtion meist kaum in der Proportion, in welcher die Bevölkerung stieg, indem einem sehr großen Theile der Konsumenten die Mittel fehlten, viel zu verzehren; meist in Folge des Umstandes, daß der Erwerb der in den Gewerben beschäftigten Bevölkerung in manchen Gegenden des Königreichs keineswegs ein sehr reichlicher war, und daß ferner ein sehr großer Theil der mit der Bodenproduktion beschäftigten Population sich in einer wenig günstigen Lage befand; die Feldbauer aus dem Grunde, weil das Eigenthum — durch öfteres Theilen — gar zu sehr zersplittert worden war, viele Weinbauer deshalb, weil ihr Erzeugniß im Auslande keine sehr lebhaft Nachfrage fand. Manche indirekte Abgaben drückten die Konsumenten gar sehr, wie insbesondere die Salz- und die Getränksteuer; den größeren Städten aber wurden sie noch dadurch sehr viel lästiger, daß man hier, neben den Staatsabgaben, eine sehr bedeutende städtische Dttroi erhob.

Uebrigens waren auch in neuerer Zeit, als die indirekten Abgaben in Frankreich sich nicht wenig gehoben hatten, diese — die Zölle mit eingeschlossen — den direkten gegenüber, bei Weitem so bedeutend nicht, als in England; weniger aber deshalb, weil

man in ersterem Lande die Verzehrungsgegenstände nicht mit so hohen Abgaben belegt hatte, als auf der Insel — als aus dem Grunde, weil hier von besteuerten Zehrwaaren sehr viel mehr verbraucht wird, als in Frankreich; wie dies namentlich von Bieren und ferner von fast allen ausländischen Verzehrungsgegenständen gilt, von welchen, insbesondere vom Zucker, Kaffee und ganz vornehmlich vom Thee, im letzteren Lande sehr viel weniger, als im ersteren konsumirt wird.

Untersuchen wir aber auch noch, welchen Klassen insbesondere jene außerordentlichen Verwendungen Frankreichs zu Gute kamen, so finden wir, daß sie, unmittelbar und mittelbar, meist den Handel- und Gewerbetreibenden des Königreichs zufließen. Die Tuch- und manche andere Zeugmanufakturen, die Metallfabriken und gar viele andere Industriezweige wurden durch die Verwendungen des Staates belebt, und gar viele Kaufleute verdankten denselben fast ausschließlich ihre Nahrung. Ganz besonders aber waren diese Verwendungen der Hebel von Frankreichs Handel mit Algier. Kein Zweig des auswärtigen Verkehrs hob in den letzten zehn Jahren sich in solchem Maße, als dieser, und nehmen wir die Vereinigten Staaten, England, Spanien, Sardinien, Belgien und Deutschland aus, so konsumirte kein anderes fremdes Land so viele französische Fabrikate, als diese Kolonie, während die Weine des Königreichs in keiner Gegend des Auslandes einen so bedeutenden Absatz fanden, als in derselben. Es entstand eine so große Nachfrage hier, aber fast nur aus der Konsumtion der französischen Bevölkerung, und diese Konsumtion ward beinahe nur mit dem Gelde bezahlt, welches aus Frankreich dahin floß; denn die Kolonie hatte gar Wenig zu verkaufen; sie sandte nach Frankreich — dem Geldwerthe nach — kaum den zehnten Theil Dessen, was das letztere Land an jene seine Besitzungen verkaufte.

Wie bedeutend aber die so und auf andere Weise der Industrie und dem Handel zu Gute kommenden Verwendungen des Staates waren, tritt mehr noch hervor, wenn wir sie dem Betrage des Ausfuhrhandels gegenüber stellen. Nun exportirte Frankreich vom Jahre 1827 bis zum Jahre 1839 von seinem Erzeugniß überhaupt für höchstens neuntausend Millionen Franken. Die Staatsausgaben aber betrugen während dieser Zeit insgesamt wenigstens dreizehntausend Millionen Franken. Und doch nahm der Ausfuhrhandel in dieser Periode ganz ungemein zu. Aber wenn wir auch nur den Betrag jener Ausgaben in Anschlag bringen, welcher aufgewandt sein würde, wenn die öffentlichen Verwendungen in der eben genannten neuern Zeit nicht bedeutender gewesen wären, als sie gewesen sein würden, wenn sie geblieben wären, wie sie im Jahre 1815 waren, so nimmt diese Ausgabe des Staats gegenüber jenem Betrage der Ausfuhr, ein gar bedeutendes Verhältniß ein, indem wir hier dieselbe den Betrag von neun bis zehn Millionen Franken und somit eine bedeutendere als die aus der Exportation hervorgehende Summe erhalten.

Unter diesen Umständen unterliegt es keinem Zweifel, daß die größte Störung in dem Verkehre Frankreichs eintreten würde, wenn eine bedeutende Beschränkung der öffentlichen Ausgaben erfolgte. Und doch dringt, wenn man auch noch so sehr die großen Hülfsmittel des Landes berücksichtigen mag, unabwieslich die Frage sich auf, wird dieses noch lange so überaus bedeutende Verwendungen zu machen vermögen, wird man fortwährend große Anleihen machen können, um solche zu decken?

Die Gunst für Eisenbahnunternehmungen.

(Aus der Allgemeinen Industrie-Zeitung.)

Es ist wieder einmal panischer Schrecken über das Eisenbahnfieber unter die Leute gekommen; und von

allen Seiten wird der Kreuzzug dagegen gepredigt. Der Umstand, daß der Erlaß des preussischen Finanzministers gar Nichts geholfen, sondern eher Del in die Flamme gegossen zu haben scheint, macht die Angst noch größer, und man überbietet sich in dem Herausbeschwören von Schreckbildern der furchtbaren Katastrophe, wohin dieser Schwindel führen soll. Dazu kommen die so sehr begründeten Klagen, daß die Spekulationswuth alle irgend verfügbaren Kapitalien in Beschlag nehme, sie dem kleinen Gewerbe, der größeren Industrie, dem soliden Handel und der Bodenwirtschaft entziehe und deren regelmäßige Thätigkeit lähme. Alle diese großen Uebelstände zugegeben, zugegeben, daß das Börsenspiel, zum großen Theile nicht auf wirklichen Kauf, sondern auf die unter dem Namen von Zeitkäufen bekannten Wetten begründet, zu einem unglücklichen Ausgange, zu dem Plagen dieser Blase führen könne — darf man doch mehrere Thatfachen nicht aus dem Auge verlieren, welche theils die Aussichten weniger gefährdend machen, theils die Erklärung geben, warum die Dinge so kommen mußten. Als der Staat schon davor zurücktrat, die Ausführung jener Verkehrsverbindungen selbst in die Hände zu nehmen, die, wie die geringste Voraussicht bei deren erstem Erscheinen erkannte, das unausweichlichste Bedürfniß gesitteter Staaten werden mußten, als der Staat sich argwöhnisch davon abwandte und nothgedrungen diese Unternehmungen Privathänden überließ, da hat er alle jene Ausartungen der Spekulation, alle jene Schwindeleien vorbereitet, die man heute so tief beklagt. Daß der Staat ein halbes Jahrzehnt und länger gezögert hat, mit Zuversicht und Ueberzeugung in die Zweckmäßigkeit und Zeitgemäßheit auf die Herstellung solcher Anlagen einzutreten, das hat es veranlaßt, daß jetzt, wo man keinen Ausweg mehr sieht und die Dinge gewahren lassen muß, bei den Erfahrungen, welche die vollendeten Bahnen über deren Erträglichkeit geliefert, Alles mit einem Male sich das Unentbehrliche verschaffen will, und daß die Projekte wie Pilze aus der Erde schießen. — Hätte der Staat — wir sprechen hier von keinem bestimmten deutschen Staate, denn mehr oder weniger haben sich Alle des Säumnisses in dieser Sache schuldig gemacht, — hätte der Staat nach dem Vorbilde Belgiens vor zehn Jahren, wo der Bau von Eisenbahnen in Deutschland zuerst ernstlich zur Sprache kam, sich dieser Angelegenheit bemächtigt, so konnte heute der größte Theil des Eisenbahnnetzes über den deutschen Boden vollendet sein; in einer Zeit, die für die Gewerthätigkeit der Nation im Uebrigen in vieler Hinsicht und wenigstens zum Theile eine keineswegs günstige, oft sehr gedrückte war, hätte man eine ungeheure Quelle des Verdienstes und der lohnenden Arbeit eröffnet und zugleich dem leidenden Verkehre eines der Hauptmittel verschafft, die zu seinem Aufschwung nothwendig sind; man hätte, und das ist wohl zu beachten, den allgemeinen Verkehre der Nation von der drückenden Last befreit, den ihm die Willkür der Privatgesellschaften behufs hoher Dividendenerzielung auf sehr lange Zeit aufliegen muß, — aller dieser günstigen und wünschenswerthen Ergebnisse hat man sich begeben, indem man darauf verzichtete, die Eisenbahnen selbst zu bauen. — Nun sich aber herausgestellt und jeden Tag mehr herausstellt, daß Deutschland gerade das Land, daß die Verhältnisse in Deutschland gerade diejenigen sind, welche auf den günstigsten Ertrag solcher Anlagen rechnen lassen, — da erschrickt man cavor, daß die Kapitale denselben in nie geahnter Weise zufließen, und daß die Spekulation aus dieser begründeten günstigen Meinung Vortheil zu ziehen sucht! — Es gibt gar nichts Natürlicheres, nichts Nothwendigeres, als dies — und wer wird sich vor dem entgegen? — Und was soll denn die Kapitalisten veranlassen, ihre Fonds nicht in dergleichen Unternehmungen zu stecken, die eine sichere und eine bessere Erträglichkeit zeigen, als so viele andere? Welcher Kapitalist mag bei der herrschenden Handelspolitik sein Geld in industrielle Unter-

nehmungen stecken, wo er sicher weiß, daß er im besten Falle froh sein muß, für seine Plage und Mühe und die ewige Gefahr, von der ausländischen Konkurrenz erdrückt zu werden, eine kümmerliche Verzinsung zu erhalten? Schaffe man der deutschen Industrie nur die Bedingungen, daß sie im Verhältniß gleich große Erträge in Aussicht stellt, wie die Betheiligung am Eisenbahnbau und man wird bald sehen, daß dem tausend und aber tausend Hände beschäftigendem Gewerbfleiß eben so reichlich Kapitalien zufließen, wie man dies jetzt beim Eisenbahnbau sieht. — Geht aber aus Vorstehendem so ziemlich hervor, daß diese letztere Erscheinung eintreten mußte, so sind doch eine Menge Umstände vorhanden, welche die Besorgnisse beschwichtigen, die man aus derselben herleiten möchte. Mag zu der günstigen Meinung für die Erträglichkeit der Eisenbahnen der Börsenschwindel auch das Seinige beigetragen haben, so ist Nichts desto weniger sicher, daß erstere sich außerhalb desselben auf die gemachten Erfahrungen stützt und die leicht zu findende Analogie zu ihrer Rechtfertigung hat. Auch ist die Thatsache, daß bevorstehende Einzahlungen auf den Kurs derjenigen Aktien, die noch nicht voll eingezahlt sind, nicht nur keinen herabdrückenden Einfluß geübt, sondern eher eine Steigerung herbeigeführt, der beste Beweis, daß man es hier mit einem reellen Vertrauen in die Unternehmungen selbst, das sich vergrößert, je näher die Aussicht auf deren Vollendung rückt, zu thun habe — eine Ansicht, die dadurch unterstützt wird, daß sich die Gunst der Kapitalisten besonders jenen Unternehmungen zuwendet, von welchen man annehmen darf, daß sie in der verhältnißmäßig kürzesten Zeit zu Ende geführt werden können. Auch darf man, ohne von den Ereignissen Lügen gestraft zu werden, behaupten, daß sich, wenn kein Krieg eintritt, der Alles, Alles, also auch die Eisenbahnen entwerthet, der Kurs dieser Papiere verhältnißmäßig hoch erhalten und dabei stets von den Ergebnissen der vollendeten oder zur Vollendung gelangenden Bahnen unterstützt werden wird.

Am Schlusse können wir nicht umhin, unsere Genugthuung darüber auszusprechen, daß sich diese Gunst für die Eisenbahnunternehmungen eingestellt, insbesondere deshalb, weil wir dadurch bald in den Besitz dessen gelangen, was unseren inneren Verkehr ein gut Theil weiter bringen wird, müssen aber gestehen, daß wir eben so bereitwillig jedes Mittel willkommen heißen werden, welches das unsittliche und verderbliche Börsenspiel der Wettkäufe davon fern hält. Man nenne diese Mittel, man treffe geeignete Maßregeln, dies zu hindern, und wir wollen sie mit Freude begrüßen. Bis dahin vergönne man uns aber, denen, welche die Hände darüber zusammenschlagen, zuzurufen: Ihr habt es selbst so gewollt!

Ueber Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit.

Der Kölner Zeitung wird vom Mittelrhein, unterm 25. Mai, Folgendes geschrieben:

„Die schon neulich in Ihrer Zeitung erwähnte Ansicht eines angesehenen französischen Praktikers, des Generaladvokaten de Baulx in Colmar, „über Mündlichkeit und Oeffentlichkeit im Strafverfahren“ in dem neuesten Heft der Zeitschrift für „Gesetzgebung und Rechtswissenschaft des Auslandes“, verdient auch darum besondere Beachtung, weil sie auch der bekannten Schrift des Advokaten Foelix in Paris, der gegen diese Oeffentlichkeit sich aussprach, entgegentritt, und weil, während ein freistehender Advokat diese Institutionen verwirft, die oft gehörte Beschuldigung, daß die Oeffentlichkeit eine Pflanzschule der Immoralität sei. Herr de Baulx gedenkt dieses Einwurfs, untersucht ihn aber und läßt sich also vernehmen: „Ich bin weit entfernt davon, denselben für aller Kraft entbehrend zu halten. Ich gebe auch zu, daß es Individuen gibt, deren krankhaftes Gehirn sich in den Affenspielen Gedanken an Verbrechen sammelt, die sie ohne die Oeffentlichkeit nicht erhalten haben würden. Ich weiß ferner,

daß es in der moralischen Welt eben so gut, wie in der physischen, Zeiten der Ansteckung gibt, in denen plötzlich eine Reihe von Menschen erscheint, die die ersten Gesetze der Menschheit mit Füßen getreten haben und sich vor der Gerechtigkeit stellen, gerade als ob sie von einer furchterlichen Seuche weggerafft worden wären. Ich weiß aus dem interessanten Werke des Hrn. Elias Regnault über Geistesverrücktheit, herausgegeben 1829, daß eine Frau, die in einer entfernten Provinz wohnte, bei der bloßen Erzählung der der Henriette Cornier zugeschriebenen Handlungen den Gedanken faßte, ihr Kind zu ermorden. Bevor man aber das Verdammungsurtheil über die Oeffentlichkeit des Verfahrens ausspricht, bleibt immer noch die Frage zu beantworten, ob, wenn ohne diese Oeffentlichkeit die damals zur Sprache gekommenen Thatsachen nicht Allen bekannt geworden wären, sie nicht von der Art gewesen, nur um so größere Wirkung auf die Einbildungskraft zu machen, als sie auf heimliche und deshalb um so mehr reizende Weise erzählt worden wären? Schon vor dem 19. Jahrh. hat Frankreich Zeiten gehabt, die alle Kennzeichen einer moralischen Ansteckung an sich trugen. Die Giftemischerinnen Brivilliers und Boissin waren Zeitgenossen. Wohlan, ich frage, gibt es in Frankreich jemand, der nicht schon in seiner Jugend alle die Schandthaten dieser Weiber gelesen hat, obwohl das Verfahren geheim war, obschon beinahe zwei Jahrhunderte verflossen sind, seitdem dieselben die Strafe ihrer Schandthaten erlitten haben? Ich frage gleichfalls, ob in dem Großherzogthum Baden oder in allen anderen Staaten Deutschlands, wo geheimes Verfahren gilt, irgend ein wichtiger Fall sich ereignet, dessen Einzelheiten nach Verlauf einiger Zeit im Munde Aller sind? Man muß wirklich wenig in der Geschichte der menschlichen Lebensverhältnisse bewandert sein, um nicht anzuerkennen, daß, sobald sich ein die Gesetze der Menschheit schwer verletzendes Verbrechen zuggetragen hat, auch im Augenblicke die Meinung des Volkes in Bewegung geräth und die Kunde davon mit reißender Schnelligkeit bis in die entferntesten Winkel seines Schauplazes dringt. Gott verhöte, daß es anders werde! Denn die Lebhaftigkeit der Aufregung, die Stärke des Unwillens, die Schnelligkeit der Verbreitung sind Huldigungen, die das Gefühl der Moralität des Menschen geschlehtes bezeugt. Es scheint mir demnach sehr unwahrscheinlich, daß die Oeffentlichkeit des Verfahrens irgend zur Entwicklung der Ansteckung in der moralischen Welt beitragen sollte. Im entgegengegesetzten Falle müßte man behaupten, daß jede Kriminalgeschichte, die außergewöhnliche Seiten darbietet, sogleich eine ähnliche Handlung hervorrufen würde. Es freut uns aber, sagen zu können, daß beinahe zwanzig Jahre verflossen sind, seitdem Papavoine, Leger und Henriette Cornier die Welt erschreckt haben, und sie haben so wenig Nachahmer gefunden, als die Brivilliers und die Boissin in gefunden, als die zwei Jahrzehnten, die darauf hinführen, daß folgten. Alle Beweise, die darauf hinführen, daß die Oeffentlichkeit des Verfahrens eine Schule der Immoralität sei, daß sie zur Entwicklung der Neigung, Verbrechen zu begehen, führe, können sich also auf keine positiven Thatsachen stützen und stellen sich rein als in der Einbildungskraft derer ausgesponnen dar, die solche vorbringen. Während einer langjährigen Praxis habe ich die Lebensgeschichte einer großen Anzahl von Verbrechern kennen gelernt. Ich muß aber gestehen, daß unter allen Denen, die ich zum ersten Male eines schweren Verbrechens angeklagt, vor den Richterstuhl treten sah, auch nicht einer sich befand, der schon vorher den Verhandlungen eines Affenspiels anzuwohnen Gelegenheit hatte, oder mir nach dem Zustande seiner geistigen Kräfte fähig erschienen hätte, außer der Erzählung von Kriminalgeschichten die Idee zu dem Verbrechen, das er begangen, zu fassen. Bei Allen war es entweder Habgucht oder Rachgucht oder sonst eine Leidenschaft, die die verbrecherische Handlung ohne alle äußere

Veranlassung hervorrief. Da man aber Gründe zur Sprache bringt, die in der Einbildungskraft wurzeln, und nicht solche, die sich auf Thatsachen stützen, so wird es mir wohl erlaubt sein, zu bemerken, daß, wenn die Oeffentlichkeit des Verfahrens Gelegenheit zu einem verbrecherischen Gedanken geben kann, sie auf der andern Seite auch nützliche Belehrungen ertheilt. Sollte ich eine kühne Behauptung wagen, wenn ich sage, daß es wohl keinen Menschen mit verbrecherischen Plänen gibt, der, wenn er den Verhandlungen eines Geschworenengerichtes anwohnt, nicht dazu käme, alle derartigen Gedanken aus dem Grunde seines Herzens zu verbannen? Besonders wenn er Zeuge gewesen war von all der Schande, die sich an die Bank der Angeklagten knüpft, nachdem man den Angeklagten gesehen hat, wie er vergeblich, während langer, qualvoller Stunden, alle seine geistigen Kräfte anstrenge, um die drückende Last der Wahrheit von sich abzuwälzen, die am Ende seiner Anstrengungen, und manchmal gerade wegen derselben, nur um mit so niederschmetternder Gewalt auf ihn zurückfällt.“ Sehr interessant ist die Vergleichung dieser Ansicht mit dem berühmten Gutachten der Immediat-Justizkommission, das jeden Tag neue Belege gewinnt.

Korrespondenz.

Aus Benden, im Kreisse Dlye, 23. Mai.

Die hiesigen Kommunalangelegenheiten befinden sich gegenwärtig in einem sonderbaren Zustande, denn während die Kommunalordnung auf dem Papiere und dem schwarzen Brett vor der Kirche eingeführt ist, besteht in der Wirklichkeit kein Gemeinde-Deputirter!

Mit der neuen Ordnung der Dinge wollte nämlich die Behörde den ganzen Bezirk in einen gemeinsamen Gemeinde-Verband bringen, während nach altem Herkommen jede einzelne Gemeinde ihren eigenen Vorsteher, eigenen Haushalt besaß und nur für die gemeinsamen Bedürfnisse eine gemeinsame Kasse bestand, zu welcher die einzelnen Gemeinden pro rata beitrugen.

Eine dieser ähnlichen Verfassungen, wie denn die Eingefessenen zur Erleichterung der Geschäfte z. B. bereit waren, anstatt der vielen einzelnen Gemeinden, das Ganze in drei Verbände zu bringen, nach Art der sogenannten uralten Achtehn-Männer-Eintheilung, deren Deputirten dann in gemeinsamen Angelegenheiten auch den ganzen Bezirk zu vertreten haben, ist durch die Kommunalordnung durchaus nicht verpönt; — die Vorstellungen der Einwohner fanden aber in mehreren Instanzen kein Gehör, und als dieselben nun nach der vorgeschriebenen Einrichtung der Lokalbehörden, die Wahl neuer Deputirten ablehnten, fanden sie am frühen Morgen vor dem schwarzen Brette die Publikation des Amtmannes, „daß die bisherigen Deputirten ihrer Funktionen enthoben seien.“

Seitdem nun ist unser Amtmann Alleinherrscher über alle Benden; das unumschränkte Regieren muß gar angenehm sein!

Der Herr Landrath Boese soll aber, bei seiner neulichen Vereisung verschiedener Begelinien zwischen Sieg und Wiehl, mit den Vorarbeiten der konstitutionellen Siegerländer Amtmänner weit zufriedener gewesen sein, als mit denjenigen unsers unumschränkten Gebieters, welcher jedoch diesen Tadel berechtigtend sich ausgedrückt haben soll: er, der Amtmann, repräsentire zur Zeit allein die Gemeinden, und somit sei mit seiner Erklärung, die Leistungen zu einer Kunststraße betreffend, Alles geordnet, indem er nöthigenfalls durch Zwangsmassregeln sich Folgeleistung verschaffe! — So steht es bei uns zu Benden; und wenn der Einsender auch schon ein schlichter, in den Gesetzen unerfahrener Mann ist, so glaubt er doch nicht an die Gesetzmäßigkeit eines solchen Zustandes.

Die Eingefessenen haben daher einen rühmlichst bekannten Rechtsgelehrten zu Siegen um eine gründliche Darstellung der Sache in einem öffentlichen Blatte ersucht, welche, so hoffen wir, wohl ehestens erst einen dürfte.

Zur Literatur und Unterhaltung.

* Eduard Westburg,

die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds.
Neuntes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Seiner selbst nicht mehr Meister, verließ Eduard die Thüre und tastete mechanisch im Dunkel umher; endlich frauchelte er über einen Gegenstand, der in der Ecke des Vorhauses am Boden lag, und fiel dadurch gegen die Treppe, welche Slatius hinauf gestiegen war. Der Gegenstand, über welchen er gefallen war, ließ ein dumpfes Gebumm vernehmen. Dadurch noch mehr erschreckt, flog er die Treppe hinan und kam in einen dunklen Gang, wo er die Stimmen noch deutlicher hörte. Begierig zu vernehmen, was hier gesprochen wurde und in was für eine Versammlung er gerathen war, wollte er näher an die Thüre des Zimmers treten, aus welcher ihm die Stimmen entgegen klangen und durch deren Rigen das Licht schien, als er etwas die Treppe hinaufsteigen hörte. Dann hörte er einen dumpfen Schlag, ein Paar schreckliche Flüche, und in demselben Augenblicke wurde er so an den Beinen gezogen, daß er gegen die Thüre des Zimmers fiel. Diese flog auf, und Eduard wurde in demselben Augenblicke von einem Manne, den er bei dem raschen Uebergange von dem Dunkel zum Lichte nicht erkannte, angegriffen und ihm ein Pistol auf die Brust gesetzt. Mit den Worten: „Stirb, verfluchter Spion!“ drückte jener los, allein das Pulver brannte von der Pflanze und Eduard blieb unbeschädigt. Jetzt schlug er die Augen auf und sah seinen Angreifer, — es war Dubois. — Schnell warf dieser sein Pistol weg und faßte seinen Dolch, und gewißlich wäre es um ihn geschehen gewesen, wenn nicht wieder der Mann im grauen Rocke zwischen Beide getreten wäre und Dubois den Dolch entziffen hätte.

„Wie?“ rief dieser, „Ihr haltet mich ab, ihn zu tödten? Er hat Alles gehört, und morgen wird er....“

„Seid ruhig, Freund!“ rief eine andere Stimme, „ich kenne diesen Mann und stehe für ihn ein; er wird uns nicht verrathen.“

Der Mann, welcher diese Worte sprach, war Wilhelm von Oldenbarneveld, der neben seinem Bruder Reinier an einem langen Tische saß, auf dem einige Papiere umherlagen und worauf zwei Kannen mit Wein und mehrere Gläser standen. — Verschiedene andere Männer saßen um den Tisch herum, von denen Eduard keinen kannte.

„Nun,“ rief Dubois endlich, zu Wilhelm von Stoutenburg sich wendend: „Wenn Ihr ihm traut, so trauet ich ihm darum nicht. Nicht bloß Euer Kopf ist in Gefahr, wenn er uns verräth, sondern auch der meinige und der von vielen Andern, die ihr Leben nicht gerne in die Hand eines Unbekannten geben werden, und dem ich, gäbe er auch sein Ehrenwort, doch nicht trauen würde, denn auf das Wort eines Spions dieses Gelichters verlasse ich mich nicht.“

„Spion?“ entgegnete Eduard bitter, „bin ich ein Spion? Hab' ich mich nicht bereits an der Thüre angemeldet? Der Grund, weshalb ich hier bin, ist keinesweges, mich in Geheimnisse einzudringen, die hier etwa mögen verhandelt werden, sondern vielmehr Euch, feigherziger Mörder, zur Rechenschaft zu ziehen über eine Sache, die mich und Euch allein angeht.“

„Ich habe keine Geheimnisse vor dieser Gesellschaft. Wenn Ihr Etwas zu sagen habt, so sprecht; macht es aber kurz, denn meine Zeit erlaubt es nicht, weitläufig zu sein.“

„Was habt ihr für Gründe gehabt, Louis Dubois, mich feige und hinterlistig ermorden zu wollen? Erklärt mir dies in Gegenwart dieser Gesellschaft. Daß Ihr es gewesen seid, leidet bei mir keinen Zweifel, und wenn Ihr es leugnet: dann sprecht Ihr, mein edelmüthiger Retter, den ich hier wieder-

finde, und sagt mir, ich bitte darum, wer das Ungeheuer war, aus dessen Klauen Ihr mich befreit habt.“

Mit einem Blicke der Verachtung wandte sich Dubois von Eduard ab und zu Wilhelm von Oldenbarneveld sich wendend, fragte er: „Herr von Stoutenburg, könnt Ihr gestatten, daß unsere Versammlung durch diesen wahnsinnigen Menschen gestört wird, und daß unsere wichtige Verhandlungen über den Dingen leiden sollen, welche derselbe vorbringt?“

„Eduard Westburg,“ sprach darauf Herr von Groeneveld, „unsere Zeit ist kostbar; verschont uns also mit Dingen, die, wie es mir scheint, sich bloß auf Dubois und Euch beziehen. Verlasst lieber so schnell als möglich dieses Haus und danket dem Himmel, daß Euer Aufenthalt hier nicht länger gewährt hat.“

„Euer Rath soll von mir nicht in den Wind geschlagen werden,“ versetzte Eduard, „und ich bin überzeugt, daß er gut gemeint ist; aber Euch,“ fuhr er zu Dubois gewandt fort, „Euch werde ich näher zu finden wissen.“ — Er wollte sich entfernen, aber Dubois widersetzte sich. „Nicht von der Stelle, Freund!“ grinst er, „nicht von der Stelle! Ich wenigstens lasse Euch so nicht abziehen.“

„Wie?“ rief Eduard, „Ihr weigert Euch, mich gehen zu lassen, wenn ich es will?“ und die Hand an den Degen legend, fuhr er fort: „Beharret Ihr bei Eurer Weigerung?“

„Allerdings,“ antwortete Dubois ruhig, „und Ihr, meine Herren, wollt doch nicht so thöricht sein, ihn abziehen zu lassen? Ich wenigstens willige nicht darein; habe ich nicht dieselbe Gefahr zu befürchten, als Ihr, wenn er uns verräth?“

„Schweigt, Dubois!“ fiel Groeneveld ihm in die Rede; „wenn Eduard Westburg einen Eid schwört, Nichts von Dem zu eröffnen, was er hier gesehen und gehört hat, dann....“

„Wenn Ihr ihn auch wollt weggehen lassen, so thut ich es doch nicht....“

„Ihr wollt doch nicht seinen Tod?“ fragte Wilhelm von Stoutenburg. „Denket ja nicht, daß ich je dazu meine Zustimmung gebe. Gebt uns ein anderes Mittel an, welches besser ist. Ich würde mich ihm unbedenklich vertrauen, und mein Bruder gewiß auch; aber diese Herren,“ fuhr er fort, indem er auf die drei übrigen Personen wies, die ohne ein Wort zu sprechen diesem Austritte zusahen, „aber diese Herren, welche so gut als Ihr, Herr Dubois, und als mein Bruder und ich Vermögen und Leben auf's Spiel setzen, haben auch das Recht, hierin gehört zu werden. Lasset uns Euer Ansicht hören, hochwürdiger Herr,“ schloß er, indem er sich an den Mann wandte, welcher Eduard in das Haus eingelassen hatte.

„Wenn er durch einen Eid bekräftigen kann,“ sagte Slatius, „daß er Nichts gehört hat, und auch schwören will, Nichts zu sagen von Dem, was seine Augen hier gesehen und seine Ohren gehört haben, dann willige ich ein, daß er sich entferne.“

Alle stimmten ihm bei; Dubois aber schwieg und beschäftigte sich damit, Etwas zu schreiben. Das Auge des Mannes im grauen Rocke ruhte mit Wohlgefallen auf Eduard. Dieser, seinerseits, ging auf ihn zu und wollte ihm für die Rettung im Busch seinen Dank bezeugen. „Davon ein andermal,“ sprach der Fremde; „jetzt legt Euren Eid ab und haltet ihn gewissenhaft, denn Gott selbst straft den Meineidigen.“

Muthig trat Eduard vor und sprach: „Nichts von Dem, was ich hier gehört und gesehen habe, soll über meine Lippen kommen. Ich habe Nichts gehört, als die Worte: „Er muß sterben!“ und habe Gläser klingen hören unter den Worten: „Seinen Tod!“ Auf wen dies jedoch Bezug hat, weiß ich nicht.“ Er erhob die rechte Hand und legte den Eid ab.

„Wir vertrauen Euch,“ sagte Reinier von Oldenbarneveld; „geht jetzt hin; und Ihr, Dubois, seid Ihr jetzt zufrieden?“

„Dubois, welcher, während dies vorfiel, in einem fort geschrieben hatte, stand nun auch auf, ging auf Eduard zu, faßte seine Rechte und sprach: „Ihr kennt mich, Herr Westburg, wenn Ihr glaubt, daß ich Euch kein Vertrauen schenke, und ich will Euch vom Gegentheil überzeugen.“ Dann deutete er mit der Hand nach den beiden Herren von Oldenbarneveld: „Diese beiden Herren sind Euch schon bekannt, und ich werde Euch näher mit der übrigen Gesellschaft bekannt machen. Dies ist Herr Adrian van der Dussen und er ist mit dem Herrn von Oldenbarneveld bekannt; dies ist Herr Henricus Slatius, ehemaliger Prediger zu Bleiswyk; der Mann im grauen Kleide, der dort sitzt und Euch eben von meinem Dolche rettete, ist Herr Kroonenburg aus Herzogenbusch; der dort am Ende des Tisches sitzt, ist David Roorenwinder, ehemaliger Sekretair von Berkel, und neben ihm sitzt Adrian Adriantzon van Dyk, Sekretair von Bleiswyk. — Und nun, mein Freund, habe ich Euch bewiesen, daß ich kein Mißtrauen gegen Euch hege, und nun mögt Ihr abziehen; aber wartet noch einen Augenblick und hört: Alle, die Ihr hier seht, haben sich verbunden, dem Prinzen Mauriz von Dranien das Leben zu nehmen, wenn er zu Myswyk in oder aus seinem Wagen steigen wird. — Und nun, meine Herren,“ rief er mit einem satanischen Lächeln, indem er sich an die Versammlung wandte, „beschuldigt mich nicht mehr, daß ich kein Vertrauen in diesen jungen Mann setzen wolle, vielmehr gesteht, daß mein Vertrauen auf ihn das eurige bei weitem übersteigt!“

„Verräther!“ riefen fast alle Stimmen.

„Nicht so!“ sprach Dubois, „indess jeder Zug seines Gesichtes Falschheit verrieth. „Ich verrathe Niemanden! Ich folge bloß dem Beispiele, welches die Herren von Oldenbarneveld gegeben haben. Diese setzen Vertrauen in ihn; warum sollte ich es denn nicht thun? Nun, meine Herren, die Sache hat schon allzulange gedauert, laßt ihn jetzt abziehen; unsere Zeit ist zu kostbar, um uns noch länger mit ihm aufzuhalten.“

„Nimmermehr!“ rief van Dyk, „nimmermehr gebe ich zu, daß er sich entferne, nun ihr ihm Alles offenbart habt.“

„Alles?“ fuhr Dubois fort, „was thut das zur Sache? Er hat ja geschworen, und Ihr, meine Herren, setzt ja ein so unbeschränktes Vertrauen in seinen Eid. Auch weiß er noch lange nicht Alles; er weiß zum Beispiel noch nicht, daß Ihr, van Dyk, die Waffen besorgt habt, und daß diese in einem....“

„Schweigt doch,“ rief Slatius, „Ihr macht ihn ja mit unserm ganzen Anschlag bekannt!“

„Den ganzen Anschlag?“ sprach Dubois in demselben Tone weiter; „den mache ich ihm wahrlich nicht bekannt; denn sonst müßte ich ihm noch sagen, Slatius, daß Ihr es seid, der die durch van Dyk besorgten Waffen im Hinterhause versteckt hält.“

Sprachlos vor Erstaunen sahen Alle ihn an, allein als ob Nichts vorgefallen wäre, setzte sich Dubois auf seinen Platz, nahm ein Papier, welches vor ihm auf dem Tische lag, und begann, als wäre Eduard nicht anwesend, ruhig mit lauter Stimme zu lesen: „die Namen der drei Bootleute, welche bei Ermordung des Prinzen auf der Wache stehen sollen, werde ich van Dyk mir mitzutheilen erlauben; die der vier Matrosen sind mir bereits bekannt, Jereon Ewouts....“

„Dubois, haltet ein!“ rief von Stoutenburg, „hier sind zwei Ohren zu viel, um Alles zu hören.“

„Ich dachte, er hätte sich schon entfernt,“ versetzte Dubois und fuhr fort: „Van Engelen, Peter Janszoon Broek.“

„So schweigt doch!“ riefen ihm Alle zu, „oder wollt Ihr uns Alle verrathen.“

„Denket das nicht,“ erwiderte Dubois, „ich würde mich ja selbst mitverrathen; und der Letzte

heißt
Ewout
„Schweigt doch!“
Befehl
auf
seiner
und n
„Nun, meine Herren, die Sache hat schon allzulange gedauert, laßt ihn jetzt abziehen; unsere Zeit ist zu kostbar, um uns noch länger mit ihm aufzuhalten.“
„Nimmermehr!“ rief van Dyk, „nimmermehr gebe ich zu, daß er sich entferne, nun ihr ihm Alles offenbart habt.“
„Alles?“ fuhr Dubois fort, „was thut das zur Sache? Er hat ja geschworen, und Ihr, meine Herren, setzt ja ein so unbeschränktes Vertrauen in seinen Eid. Auch weiß er noch lange nicht Alles; er weiß zum Beispiel noch nicht, daß Ihr, van Dyk, die Waffen besorgt habt, und daß diese in einem....“
„Schweigt doch,“ rief Slatius, „Ihr macht ihn ja mit unserm ganzen Anschlag bekannt!“
„Den ganzen Anschlag?“ sprach Dubois in demselben Tone weiter; „den mache ich ihm wahrlich nicht bekannt; denn sonst müßte ich ihm noch sagen, Slatius, daß Ihr es seid, der die durch van Dyk besorgten Waffen im Hinterhause versteckt hält.“
Sprachlos vor Erstaunen sahen Alle ihn an, allein als ob Nichts vorgefallen wäre, setzte sich Dubois auf seinen Platz, nahm ein Papier, welches vor ihm auf dem Tische lag, und begann, als wäre Eduard nicht anwesend, ruhig mit lauter Stimme zu lesen: „die Namen der drei Bootleute, welche bei Ermordung des Prinzen auf der Wache stehen sollen, werde ich van Dyk mir mitzutheilen erlauben; die der vier Matrosen sind mir bereits bekannt, Jereon Ewouts....“
„Dubois, haltet ein!“ rief von Stoutenburg, „hier sind zwei Ohren zu viel, um Alles zu hören.“
„Ich dachte, er hätte sich schon entfernt,“ versetzte Dubois und fuhr fort: „Van Engelen, Peter Janszoon Broek.“
„So schweigt doch!“ riefen ihm Alle zu, „oder wollt Ihr uns Alle verrathen.“
„Denket das nicht,“ erwiderte Dubois, „ich würde mich ja selbst mitverrathen; und der Letzte
heißt
Ewout
„Schweigt doch!“
Befehl
auf
seiner
und n
„Nun, meine Herren, die Sache hat schon allzulange gedauert, laßt ihn jetzt abziehen; unsere Zeit ist zu kostbar, um uns noch länger mit ihm aufzuhalten.“
„Nimmermehr!“ rief van Dyk, „nimmermehr gebe ich zu, daß er sich entferne, nun ihr ihm Alles offenbart habt.“
„Alles?“ fuhr Dubois fort, „was thut das zur Sache? Er hat ja geschworen, und Ihr, meine Herren, setzt ja ein so unbeschränktes Vertrauen in seinen Eid. Auch weiß er noch lange nicht Alles; er weiß zum Beispiel noch nicht, daß Ihr, van Dyk, die Waffen besorgt habt, und daß diese in einem....“
„Schweigt doch,“ rief Slatius, „Ihr macht ihn ja mit unserm ganzen Anschlag bekannt!“
„Den ganzen Anschlag?“ sprach Dubois in demselben Tone weiter; „den mache ich ihm wahrlich nicht bekannt; denn sonst müßte ich ihm noch sagen, Slatius, daß Ihr es seid, der die durch van Dyk besorgten Waffen im Hinterhause versteckt hält.“
Sprachlos vor Erstaunen sahen Alle ihn an, allein als ob Nichts vorgefallen wäre, setzte sich Dubois auf seinen Platz, nahm ein Papier, welches vor ihm auf dem Tische lag, und begann, als wäre Eduard nicht anwesend, ruhig mit lauter Stimme zu lesen: „die Namen der drei Bootleute, welche bei Ermordung des Prinzen auf der Wache stehen sollen, werde ich van Dyk mir mitzutheilen erlauben; die der vier Matrosen sind mir bereits bekannt, Jereon Ewouts....“
„Dubois, haltet ein!“ rief von Stoutenburg, „hier sind zwei Ohren zu viel, um Alles zu hören.“
„Ich dachte, er hätte sich schon entfernt,“ versetzte Dubois und fuhr fort: „Van Engelen, Peter Janszoon Broek.“
„So schweigt doch!“ riefen ihm Alle zu, „oder wollt Ihr uns Alle verrathen.“
„Denket das nicht,“ erwiderte Dubois, „ich würde mich ja selbst mitverrathen; und der Letzte

heißt Jan Faassen. Die Summe, welche Jan Ewouts....

„Schweig!“ fiel ihm van Dyk in die Rede, „schweig! Und jetzt trage ich darauf an, daß ein Beschluß gefaßt werde, wie es mit dem da“ — auf Eduard zeigend — „werden soll; denn zu seiner Entlassung gebe ich meine Zustimmung nun und nimmer!“

„Auch ich nicht!“ stimmte van der Dussen bei. „Aber ich wohl!“ versetzte Kroonenburg; „für seine Treue stehe ich ein.“

„Ein schöner Bürger!“ entgegnete Dubois, „von dessen Zurechnung man selbst nicht einmal überzeugt ist. Ja, Ihr wollt sagen, daß Ihr Euer Geld zu dieser Unternehmung zum Opfer gebracht habt; nun, das haben ich und alle Andere auch gethan; ich habe also dieselbe Stimme in dieser Sache, wie Ihr, und ich erkläre, daß ich Euer Bürgerrecht nicht annehme.“

„Eduard, Eduard, flucht Eurer Ankunft in diesem Hause!“ rief von Groeneveld aus, „verflucht sei das Geschick, das Euch hierher führte! — Wer von Euch weiß ein Mittel, uns aus dieser Lage zu retten?“

„Das Mittel kann ich angeben,“ versetzte Dubois; „urtheilt selbst, ob es gut ist. Es besteht darin, daß Eduard Westburg sich mit uns verbindet.“

„Nimmer, nimmer!“ rief Eduard. „Nie werde ich mich in eine Verbindung einlassen, welche den Zweck hat, meinem gesegneten Fürsten das Leben zu rauben; nie werde ich mich mit Männern verbinden, deren Streben ein ungesegnetes ist, und auf welche ein Mensch wie Dubois einen so großen Einfluß zu haben scheint.“

Durch diese Aeußerung fand sich Wilhelm von Oldenbarneveld, das Haupt dieser Verschwörung, beleidigt. „Junger Mann,“ sprach er, „verurtheilt uns nicht, bevor Ihr wißt, welche Gründe uns gezwungen haben, uns gegen das Leben eines Tyrannen zu verschwören.“ — Hierauf gab er Eduard eine ausführliche und bündige Erzählung aller der Ungerechtigkeiten, die Mauriz an ihm und seiner Familie begangen hatte; schilderte ihm mit lebendigen Farben den unschuldigen und grausamen Tod seines Vaters; wie derselbe sein ehrwürdiges, durch die Jahre und Sorge für sein Vaterland ergreistes Haupt auf einem Mordschaffot durch Henkershand verloren hatte, und den Prinzen Mauriz von Dranien nannte er als die einzige Ursache, und den alleinigen Urheber von dem Allen; sagte wie dieser, die Hölle im Gesicht, der Hinrichtung seines Vaters selbst zugeesehen, und endigte damit, daß er Eduard ein glänzendes Gemälde des Glückes vorhielt, welches das Vaterland zu erwarten hätte, wenn der übermüthige und grausame Mauriz nicht mehr lebe und der gutherzige Friedrich Heinrich an seine Stelle getreten sein würde.

Die Macht der Gründe, die Beredsamkeit und der Eifer, womit dies Alles von Oldenbarnevelds jüngstem Sohne vorgetragen wurde, gewannen das Herz Eduards ganz und gar; der Fürstenmord schien ihm minder schändlich und unmoralisch, und die Nothwendigkeit schien ihm eine solche That zu rechtfertigen. Wilhelm von Stoutenburg hatte ihm den Prinzen als einen Auswurf der Menschheit, als den grausamsten, herrschsüchtigsten Tyrannen geschildert, und die Achtung, welche Eduard gegen den unglücklichen Johann von Oldenbarneveld hegte, war ebenfalls ein Grund, der ihn diesem Bunde beizutreten bewog.

Hätte er Zeit gehabt, nachzudenken, und wären seine Gefühle nicht so aufgereggt gewesen, gewiß würde dann sein Herz eine solche Gewaltthat verabscheuen und er lieber den Tod erlitten, als sich mit Männern, die Nichts mehr zu verlieren hatten, zu einer so verzweifelter That verbunden haben. Jetzt aber, vom Wein erhit, durch Stoutenburgs Rede hingerissen, war er so gegen Mauriz eingenommen und der Sache der Verschworenen in dem Maße

zugethan, daß er, als Stoutenburg seine Rede geendigt hatte und ihn fragte: „Nun Eduard Westburg, was ist Euer Entschluß?“ in hoher Begeisterung ausrief: „Eure Sache ist die meinige, nehmt mich in Eurer Mitte auf, ich gehöre Euch ganz an!“

„Unglücklicher, tretet zurück!“ rief Oldenbarnevelds ältester Sohn, von Groeneveld, der wieder seinen Willen von seinem Bruder in diese Verschwörung verwickelt worden war. „Tretet zurück, Ihr habt keinen Vater zu rächen!“ Auch Kroonenburg, Eduards Retter, ließ tief schluchzend das Wort hören: „Unglücklicher!“

Dubois stand auf. „Hier, Herr Westburg, unterzeichnet diese Schrift,“ sagte er, „und wir betrachten Euch als unsern Bruder und Freund. Durch diese Unterschrift schließt Ihr Euch enger an uns an und weihet Euch und euer Vermögen unserer guten Sache.“ — Eduard ergriff die Feder. „Bedenkt, was Ihr thut!“ rief ihm Kroonenburg zu; allein es war umsonst; sein Schützengel hatte ihn verlassen, und wenige Augenblicke später stand sein Name unter der verhängnißvollen Schrift.

Jetzt hatte Dubois seinen Zweck erreicht und das Laster hatte über die Tugend gesiegt. Die Hölle im Herzen und die Hölle im Gesicht — denn sein sonst so blaßes Gesicht glühte jetzt vor teuflischer Freude, — reichete er Eduard die Hand und wünschte ihm Glück zu seinem Beitritte.

„D, Ihr Auserforener!“ rief Slatius mit feierlichem Tone, „gesegnet sei Euer Eintritt in dieses Haus! Nehmt dieses Buch an,“ fuhr er fort, indem er Eduard ein Büchlein überreichte, „leset es mehr als einmal! Ich habe es geschrieben, es ist das Werk meiner Hände und trägt den Titel: Helleuchtende Fackel. Ja, und es ist eine Fackel, die einst unser Land und das auserforene Volk erleuchten wird.“ Ihr werdet daraus ersehen, wie Mauriz die Meuterei der Utrechtser im Jahre 1610 unterstützt hat; Ihr werdet....

Ein furchtbarer Lärm ließ sich an der Thür des Zimmers hören. Erschrocken fuhren alle auf und griffen zu den Waffen; Dubois verbarg die vor ihm liegenden Papiere. Die Thür öffnete sich und ein Mann, dessen Kleider über und über beschmutzt und zerrissen waren, trat ein. Ruhig setzten sich alle wiederum nieder. Eduard fragte den neben ihm sitzenden Slatius, was das für ein Mann wäre.

„Auch ein auserforener Bruder,“ lautete die Antwort; „Wilhelm Parthy ist sein Name.“

„Aber er schwankt ja, was fehlt ihm?“

„Ach, mein Sohn,“ antwortete Slatius, „er hat sich wie gewöhnlich wieder zu sehr der Frucht des Weinstockes hingegeben. Schon als er kam, war dies der Fall und wir haben ihn im Vorhause schlafen gelegt. Jetzt scheint er sich wieder erholt zu haben und im Stande zu sein, bei uns Platz zu nehmen.“

Jetzt war Eduard über sein Abenteuer im Dunkeln aufgeklärt; jetzt wußte er, daß Parthy es gewesen, über den er strauchelte und der ihm die Treppe hinauf nachgekrochen war; er hatte aber wenig Zeit, weiter darüber nachzudenken, da seine Aufmerksamkeit durch einen andern Punkt in Anspruch genommen wurde. Dubois nämlich, der bei dem Entstehen des Lärms die Papiere schnell versteckt hatte, erklärte jetzt, als er sie wieder hervorholte, daß eins fehle, und zwar Dasjenige, wodurch Eduard dem Bunde beizutreten war. Alles angewandte Suchen war vergeblich, die Schrift war nirgends zu finden. Endlich gab man das weitere Suchen auf und Wilhelm Parthy, den man jetzt von dem Vorgefallenen unterrichtete, schenkte die Gläser voll und leerte das seinige dreimal, zuerst auf einen glücklichen Ausgang der Unternehmung, dann auf den Tod des Prinzen Mauriz, und endlich auf das Wohl des neuen Bundesgenossen. Alle stimmten in diese Toaste mit ein, allein bei dem letzten warfen Kroonenburg und von Groeneveld einen mitleidigen Blick auf Eduard.

(Fortsetzung folgt.)

* Skizzen aus Kohl's Reisen in Schottland.

(Fortsetzung.)

7. Schottische Nationaltracht.

Ich sah zum ersten Male die schöne Hochländer-Tracht, die wir jetzt lange nicht im übrigen Europa gesehen haben. In den Zeiten Napoleon's kannte man sie in Spanien und auch in Deutschland so gut wie die Tracht der Kosacken, Basken und anderer Nationen. In dem jetzigen tiefen europäischen Frieden vergessen die Nationen gegenseitig, wie sie aussehen, und es müssen diese Dinge daher jetzt zu Zeiten wieder aufgefrischt werden. Die Schotten rühmen sich bekanntlich, daß ihre Nationalkleidung noch von den Römern abstamme. Römische Soldaten sollen sie in Schottland eingeführt und unter den piktischen Bergbewohnern verbreitet haben. So fest auch die meisten Schotten hieran glauben, und so viele ihrer geachteten Geschichtschreiber selbst dies auch versichern, so scheint doch die Sache ziemlich unwahrscheinlich. Denn erstlich hat die Schottische Nationaltracht mit der römischen Soldatenkleidung nur eine ziemlich entfernte Ähnlichkeit. Zweitens haben die Römer gerade die Gegend von Schottland, in welcher diese Kleidung vorzugsweise, ja fast ausschließlich herrscht oder doch herrschte, die Hochlande, gar nicht oder doch nur zum geringsten Theil besessen, und es wird einem der Glaube daran, daß die Piktten, die den Römern so feindselig gesinnt und mit ihnen fast in ununterbrochenen Kämpfen begriffen waren, der römischen Kleidung zu Liebe ihrer alten Nationaltracht entsagt haben sollen, etwas schwer. In der That ein Volk, welches von dem anderen nichts, gar nichts Anderes als die Kleidung, weder Sprache, noch Sitten, sondern einzig und allein die äußere Hülle angenommen hätte, wäre ein sonderbares Phänomen, und ein eben so großes Phänomen wäre es, den römischen Mantel ganz und fast unverändert gerade in diesen entlegensten kaledonischen Gebirge hängen geblieben zu sehen und im ganzen übrigen Europa von ihm keinen Flecken mehr zu finden. Die Ähnlichkeit der römischen Chlamys mit dem schottischen Kitt kann ja und wird wahrscheinlich eine rein zufällige sein. Daß dem anders sei, ist nicht gut denkbar. Die Möglichkeit aber ist allerdings da. Nur muß die Sache noch etwas besser bewiesen werden. Könnte man diesen Beweis liefern, so wäre diese Erscheinung in der That für den Ethnographen sehr interessant, und er würde dann bei dieser schottischen Tracht der lateinischen Sprache gedenken, welche am andern Ende des römischen Reichs, unter den östlichen Barbaren, den Walachen, auch so vereinzelt stecken geblieben ist.

Das Wesentliche bei der hochschottischen Kleidung ist erstlich dies, daß eine Dame nie dabei in Verlegenheit kommt, das Wort Hosen aussprechen zu müssen, aus dem guten Grunde, weil die Hochschotten gar keine Hosen haben. Es gibt dieser Umstand der Kleidung ihren Hauptreiz, denn es ist kein Zweifel, daß die Weine durch die Hosen gewöhnlich mehr als andere Körperteile ihre natürliche Gestalt verlieren und in zwei sehr unschöne Pfahle verwandelt werden. Das Oberkleid der Hochschotten ist sehr kurz, fällt aber in vielen Falten herab und gibt daher dem Mittelsstück des Körpers eine gewisse Fülle und Breite. Das Oberkleid heißt Kitt. Da es von sehr schwerem Zeug ist und, wie gesagt, viele Falten hat, so kann es vom Winde nicht leicht aufgehoben werden, und man fühlt sich daher warm genug darunter, besonders da vorn auch noch die schwere große lederne Tasche darüber herabhängt, die aus Ziegenfell gemacht ist. Ueber dem Kitt wird gewöhnlich noch der „Plaid“ getragen, der eben so wie jener aus dem bunten karrirten schottischen Stoff, dem Tartan, gemacht ist. Dieser Plaid ist bloß ein großer Shawl, der über die Schultern geschlungen und über Brust und Rücken

befestigt wird. Es ist das einzige Stück der schottischen Kleidung, das fast allgemein bei allen Ständen in Schottland statt des Mantels im Gebrauch ist und auch noch durchweg in Nordengland vom Volke getragen wird. Bei den Soldaten sah ich es nicht, und ich weiß nicht, ob der Plaid zu ihrer Uniform gehört. Die Mütze ist eine sehr wohlkleidende Kopfbedeckung, die in der Regel mit einer Adlerfeder oder auch mit einem ganzen wallenden Federbusche geschmückt ist, und die Fußbedeckung endlich besteht aus Sandalen, die wie die römischen mit bunten Schnüren, die sich an der Wade hinaufkreuzen, befestigt werden.

Ich glaube, es gibt zwei Regimenter in der englischen Armee, die auf diese Weise gekleidet sind. Unter dem Volke in den Hochgebirgen selbst geht aber diese Nationalkleidung mehr und mehr verloren, wie denn überhaupt alle anderen Nationalkleidungen Europas mehr und mehr untergehen. Nur noch wenige Thäler soll man treffen, in welchen der schottische Kilt allgemein ist. In der Regel sind es nur noch einige alte Leute, welche den Kilt tragen. Gewöhnlich aber pflegt man die Jugend bis zu einem gewissen Alter in der Nationaltracht gehen zu lassen, nicht bloß fast allgemein bei den Bauern, sondern häufig auch bei den Bornehmen, theils weil die Kleidung billiger ist, theils weil man sie für wohlthätig, gesund und die Kinder abhärtend hält.

8. Die schottischen und die deutschen Schulmeister.

Die Dorfschulmeister sind eine Klasse von Menschen, die der wißbegierige Reisende in keinem Lande vernachlässigen darf. Denn sie stehen an der äußersten Gränze der gebildeten Stände und sind von denen, die da denken, vergleichen und rasonniren, diejenigen, welche der Grundbevölkerung des Landes sich am nächsten befinden. Sie haben die Kenntniß des Volkes und seiner Sitten eben so aus erster Hand, wie die Förster, die Jäger, die Fischer, die Pächter u. d. Kenntniß der Natur, des Landes, der Thiere, der Pflanzen, des Klimas aus erster Hand haben. Gewöhnlich hat sich daher bei den Dorfschullehrern ein so hübscher Schatz von Volkskenntniß, besonders eine große Detailkenntniß ihres Landeslokales und der Sitten ihrer Dorfbewohner und Nachbarn angesammelt, wie man ihn selbst bei den Predigern, die schon in viel höheren und entlegeneren Regionen walteten, nicht findet. Der Ethnograph und der Statistiker können, wenn sie kritisch verfahren, unendlich Vieles aus dem Schatzkistelein der Dorfschullehrer schöpfen, und könnte man diese kleinen Schätze in jedem Lande nur alle zusammentragen, so würde ein großer Hauptschatz daraus entstehen.

Mein lehrender Freund war mir vor allen Dingen selbst eine lehrreiche Erscheinung. Denn ich fand in ihm, wie später in mehreren seiner Kollegen, einen sehr klugen und wohlunterrichteten Mann. Seine Zimmer waren freundlich, reinlich und mehr als dies, elegant eingerichtet, und indem ich sie im Stillen mit den Wohnungen der Dorfschulmeister in Sachsen verglich, fand ich diese weit bescheidener, und wunderte mich, daß Schottland, welches bekanntlich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts seine gut situirten Dorfschulmeister noch an den Fingern herzählen konnte, in so kurzer Zeit solche Fortschritte gemacht habe.

Ich sprach gegen meinen Freund meine freudige Verwunderung darüber aus, und er sagte, er sei auch wirklich damit zufrieden. Im Ganzen herrsche aber unter den schottischen Schulmeistern (parish-schoolmasters) eine große Unzufriedenheit, besonders der geringen Besoldungen wegen, die sie empfangen. Ich bemerkte ihm, daß dieselbe Klage auch unter unsern deutschen Dorfschulmeistern herrsche, weil ihre Besoldungen ebenfalls sehr gering seien. „Wie hoch sind sie?“ fragte er. „Verschieden,“ antwortete ich, „manche haben 100, sogar auch 150 Thlr., viele aber nur 50 Thlr., und manche selbst noch viel weniger als dies.“ „Wie viel Pfund hat ein Thaler?“ fragte er. „Sieben Thaler gehen auf ein Pfund,“ sagte ich. „So sind also 50 Thaler

etwa...?“ „Sieben Pfund!“ — „Was?“ schrie er entsetzt und sprang von seinem Sitze auf, „sieben Pfund Besoldung für einen Lehrer?“ — „Ja sieben Pfund,“ sagte ich. „Wieviel habt Ihr denn?“ — „Ich kenne keinen in Schottland, der weniger hätte, als 40 bis 50 Pfund. Das Durchschnittseinkommen ist aber 70 bis 80 Pfund, und manche gehen hinauf bis zu 150 Pfund!“ — „Was!“ sagte ich meinerseits entsetzt und sprang nun auch von meinem Sessel auf, und wir standen wie ein Paar Verzweifelte einander gegenüber, „150 Pfund, das macht 1050 Thaler? Mit dieser Revenue ist in Deutschland ein Baron zufrieden! Und Ihr laßt es Euch einfallen, darüber zu murren?“ — „Ja,“ sagte er, „wir klagen! Aber bedenken sie auch, wie theuer bei uns alle Dinge sind. Der Kaffee (best Jamaica) kostet geröstet (rosted) 2 Schilling, der Zucker (row sugar) 8 Penze das Pfund, Chokolade ist noch theurer, und ebenso ist der Thee nicht billig, und dann wie theuer sind die guten Ochsen- und Schweinebraten, Rosinen und Pudding und Alles, was dazu gehört?“ — „Ja freilich,“ erwiderte ich, indem ich mich wieder hinsetzte, „das ist wahr.“ Aber unsere Schullehrer sind zufrieden, wenn sie das liebe Brod im Hause haben, dachte ich dabei. Auch unter den schottischen Predigern ist die Klage von jeher groß gewesen über ihre geringe Einnahme, denn die Reformatoren, welche die Abteien und Klöster zerstörten, ließen sich fast überall die damit verbundenen Güter und Einkünfte, welche in die Hände der weltlichen Herren fielen, entzücken und konnten später trotz aller Demonstrationen nichts Erkleckliches davon zurückerlangen. Allein es ist kein Zweifel, daß keiner unser Dorfprediger glauben würde, zum Klagen Ursache zu haben, wenn er nur so viel Geldeinkommen hätte, wie der schlechteste besoldete Prediger in Schottland. Der geringste von dem ich hören konnte, hatte doch noch 150 Pf. jährlich, außer einem „Manse and Gleb“ (Haus und Acker). Es gibt unter der schottischen Geistlichkeit weder so reiche Pfundner, noch so arme Vikars, wie unter der englischen.

9. Ein schottischer Traktätchen-Vertheiler.

Ich hatte meine wahre Noth mit diesem beständig sich, seine Augen, sein Herz, im Namen der Wunder und im Namen noch anderer Dinge segnenden Irlander, der meinen ersten Schotten sehr anstößig sein mußte; denn je weniger diese lachten, desto mehr schien dies meines Irlanders Lachlust noch zu kirren. Man erkennt die Irlander in Schottland sogleich, wie die weißen Schafe unter den schwarzen. Vor uns auf dem Plage neben dem Kutscher saß ein Schotte, einen grauen Plaid über den Schultern, ganz still und steif und ohne ein Wort zu sprechen. Bloß wenn wir bei einigen Wanderern oder Feldarbeitern vorüberkamen, da sah ich ihn eine Bewegung machen und ein paar Papierchen auf die Straße werfen, welche diese Leute aufgingen. Ich glaubte anfangs, er sei ein Chirurg, Arzt oder so etwas, der auf diese Weise seine Adresse unter die Leute brächte. Aber nachdem er auch mir einige von seinen Papieren gegeben hatte, sah ich, daß es kleine Gebete und kurze religiöse Betrachtungen waren, eine jede auf ein besonderes Blättchen gedruckt. Sie waren verschiedenen Inhalts, und eine jede Sorte war in ein besonderes Päckchen zusammengebunden. Je nachdem ihm die Leute zu sein schienen, griff er bald in diese, bald in jene Tasche und holte bald dies, bald jenes Päckchen hervor. Bei jedem Dorfe machte er sich schon im Voraus fertig und legte seine Päckete auf dem Schooße zurecht. Und wo er Leute vor der Thür, Kinder auf der Straße oder arme hauer arbeitende Steinpflasterer am Wege bemerkte, da fing er erst an durch einen lauten Ruf sie auf sich aufmerksam zu machen, und ließ dann ein paar Papierchen hinaus flattern. Die Arbeiter rafften sich von ihrer schweren Arbeit auf, um die Zettel aufzunehmen und zu sehen, was es wäre, die Kinder sprangen lustig in die Luft und haschten

darnach, wie nach herabschauenden Blüthen und schienen dann Alles eifrig durchzustudiren.

Ich las ebenfalls einige von diesen Papieren und bewahrte sie mir auf. Und obgleich ich mich hier enthalten will, einige derselben wiederzugeben, weil sie auf eine gar zu wunderliche Weise von heiligen Dingen handeln und weil es den Anschein haben könnte, als wolle ich mich über sie lustig machen, so muß ich doch frei bekennen, daß ich über ihren Inhalt nicht wenig erstaunte und daß ich nichts weniger als überzeugt bin, daß solche Schriften auch nur das geringste Gute stiften könnten. Die darin abgehandelten Dinge waren mir so vollkommen unverständlich, daß, wenn ich sie auch nicht gerade als das Werk der Finsterniß bezeichnen will, ich doch sagen muß, daß nicht der geringste gesunde Menschenverstand darin zu finden war und daß folglich das Fundament alles Lichts darin fehlte, und daß ich glaube, daß weder Gott mit Wohlgefallen auf diese Dinge herabsah, noch auch, daß diesen armen schwer arbeitenden Leuten und diesen kleinen zerkümmerten Kindern irgend ein Tröpfchen Himmelstrost damit in den Becher ihrer Leiden geträufelt wurde.

Da mein Reisegefährte so viele Traktätchen hatte, so bemerkte ich ihm, daß ihm seine Liberalität wohl sehr theuer zu stehen kommen müßte. „Ach, mein Herr!“ antwortete er, „ich kann ungefähr rechnen, daß mir das Hundert der Blätter im Durchschnitt nicht höher als einen Sixpenze zu stehen kommt.“

10. Der Birnam-Wald.

Auf dem Wege von Perth nach Dunkeld liegt der Birnam-forest, von wo aus die Soldaten Malcolm's, wie man sagt, sich mit Zweigen versehen, um gegen Macbeth zu marschiren. Ich wäre gern in diesem Walde ein wenig spaziren gegangen, wenn nur überhaupt noch ein Wald da wäre. Allein die Leute versicherten mir auch hier, es gäbe beinahe nichts mehr von diesem Forste als den Namen. Die Gegend, die Birnam-Wald genannt wird, liegt in der Nähe jener bezeichneten Hochland-Mündung und erstreckt sich an den Vorbergen der Hochlande hinauf. Es gibt daseibst noch einen Hügel, welcher „Duncan's Hill“ (Duncan's Hügel) genannt wird, weil daseibst dieser unglückliche König Hof gehalten haben soll.

11. Die Gränze der Römer-Herrschaft.

Hinter Birnam-forest verengt sich das Thal des Tay. Tritt man durch diesen Engpaß, so kommt man in eine kleine Bergweite, in deren tiefem reizenden Busen das Städtchen Dunkeld gerade in der Mitte liegt. Man ist nun durch die Pforte eingetreten und befindet sich in den Highlands, in dem Distrikte jener Schotten, die auf dem Wappen der Perthischen antiquarischen Gesellschaft stehen, und denen das Motto: „a Romanis invicti“ (von den Römern nicht besiegt) beigelegt ist. In der That, der in diesen wenigen Worten ausgesprochene Gedanke ist der erste, der mich immer, obgleich aus so entlegener dunkler Ferne, mit Macht ergreift, wenn ich irgendwo die Gränzen des Römerreichs überschreite. Diese „intrepiden Militairs“, wie ich sie einmal in einem alten deutschen Buche aus dem vorigen Jahrhundert genannt fand, haben ein Reich gestiftet, dessen Betrachtung, wie es scheint, ewig die Bewunderung der Geschichtsforscher ausmachen soll. Ich tummle mich nun schon einige Jahre an den weiten Gränzen ihres Reichs, die zwischen dem schwarzen Meere und diesen Highlands-mouths, über die Wallachei, durch Ungarn, Oesterreich, Deutschland und Belgien sich hinziehen, herum und suche überall die Spuren ihrer Gränzwälle und Läger auf, und doch ist es keine Frage, daß ein Reisender ein langes Leben haben müßte, wenn er eine solche Gränz-Inspektion des römischen Reiches um das Ganze herum vollenden wollte. Es gibt nur einen Völkersamm, dessen Verbreitungsgränzen zu bereisen noch schwieriger sein möchte. Das sind die Leute, welche sich außerhalb der römischen Gränzwälle erhoben, und die erstlich das ganze

Reich der Römer eroberten und außerdem auch noch das Reich der Welt dazu, welches die Römer nicht hatten. Diese Leute, die Germanen, eroberten unter Anderem auch die Highlands von Schottland, und wenn die Schotten sagten: „a Romanis invicti“, so dachten sie dabei wohl im Stillen: „a Germanis victi.“ (Fortf. f.)

* Literatur-Bericht.

Marquis von Custine und sein Werk: Rußland im Jahre 1839. Eine kritische Beleuchtung obiger Schrift von Wilhelm von Grimm. Leipzig, Theodor Thomas. 1844. 1 Thlr. 15 Sgr. (Schluß.)

S. 92: „Noch nicht überall hat das Ausland die Stimme der Revolution vernommen, noch gibt es ja Länder und Menschen, deren Herz für Rußland schlägt.“

S. 107: „Die Höflichkeit ist in Rußland gegen jeden Fremden als allgemeine Sitte betrachtet, Höflichkeit unter gebildeten Leuten zeugt von guter Erziehung, allein auch die Geringeren, die keine Erziehung haben, sind doch höflicher, als in Frankreich, wo wir oft die größten Grobheiten ausstehen mußten, denn nicht die Furcht macht in Rußland den gemeinen Mann höflich, wohl aber, daß er sieht, daß er nicht mit Seinesgleichen zu thun hat. Denn kein russischer Postillon oder Fuhrmann wird sich unterfangen, dem Passagier, der im Wagen sitzt, zu sagen: „Bürger, steig herab und leg den Hemmschuh an.“ Leider mußten wir wegen dieser öfters Scenen haben, wobei sich die Postillone Worte bedienten, die die Damen, die mit uns fuhren, erröthen machten.“

S. 112: „Wir halten den Verfasser für einen Jesuit.“

S. 120: „Er hat ganz recht, daß es in Petersburg nicht so viele Müßiggänger gibt, als in Paris; dafür hat man auch nicht so viel verschrobene Köpfe dazwischen, die selbst aus Nichtsthun nicht wissen, was sie wollen, und Revolutionen anzetteln, bloß weil sie nichts Besseres zu thun haben oder weil es ihnen Vergnügen macht; dafür fallen auch in Petersburg nicht so viele Todtschlägereien und andere raffinierte Laster vor, als in Paris, wie wir sie täglich in den Zeitungen lesen.“

S. 122: „Uns kommt es bei Lesung dieses Werkes vor, als ob Verfasser bei seinem hypochondrischen Zustande zu sehr der Flasche zuspräche, wodurch seine Phantasie zu sehr irre und auf falsche Wege geleitet wird.“

S. 113: „Der Verfasser ist ein großer Revolutionär.“

S. 133: „Er ist ein sehr eifriger Aristokrat.“

S. 136: „In einer repräsentativen Regierung sehen wir nur eine Komödie; denn der Herrscher, das Oberhaupt, ist gleichsam das fünfte Rad am Wagen, der sich in den Willen der Stände fügen muß, wir würden sogar eher eine demokratische Regierung noch vorziehen.“

S. 137: „Peter war doch zu seiner Zeit ein glänzendes Meteor des Nordens.“

S. 139: „Halb Europa sieht mit einem neidischen scheelen Blick auf Rußland, besonders in jetziger Zeit. Alles glaubt, Rußland wolle Eroberungen machen, da es doch keinen Gedanken daran hat; aber es ist die enorme Größe Rußlands, die des übrigen Europas Neid erregte. Der Russe beneidet kein Volk, er ist glücklich unter seinem Kaiser, in seinem Lande und deshalb denkt er an kein anderes Land.“

S. 140: „Freiheit ist bloß eine Chimäre, die nie existirt hat und nie existiren kann. Wir behaupten, daß in der ganzen Natur keine Freiheit existirt. Jedes Geschöpf, selbst der leblose Stein ist einem Naturgesetze, einem Einflusse unterworfen, folglich kann auch der Mensch dieselben nicht meiden, und in Gesellschaft muß er einem gewissen Gesetze unterworfen sein. Dieses Gesetz aber ist die Seele der Gesellschaft, es ist dies das Haupt, wel-

ches die Glieder regiert; und wenn das Cerebralsystem, das Sonnensystem des Makrokosmos, bloß das Leben einflößt, woraus alle Theile und Glieder saugen, so ist es unmöglich sich einen Körper zu denken, wo bloß ein Kopf besteht und lebt, während die Glieder die Kraft entbehren und dahinwelken. Wenn das der Fall wäre, so müßte der Kopf auf ein hypersthenische Art affigirt sein, dann aber müßte schnell das Gegentheil — der allgemeine Tod — eintreten, dahin aber kommt es mit Rußland noch lange nicht. So lange die Russen ihren Monarchen lieben und vergöttern, so lange der versühnerische Schwindelgeist „Freiheit“ ihnen nicht in den Kopf steigt, so lange werden sie glücklich leben. Eine Explosion kann bloß dann stattfinden, wenn das Feuer unter dem Kessel mit Freiheitsholze angeschürt ist. Die Regierung ist freilich mühselig, doch so lange ein Kaiser Nikolaus regiert, der die Flamme unter dem Kessel genau zu unterscheiden und zu dirigiren versteht, kann und wird jede Explosion vermieden werden.“

S. 146: „Man nennt die Knete eine Tyrannei. Es ist wahr, die Knete ist eine sehr schmerzhaft Strafe, doch ist sie noch keine Todesstrafe. Man bedenke, wie viele Menschen in Frankreich zur Zeit der Revolution ihr Leben unschuldiger Weise einbüßen mußten, wie viele Napoleon ohne Gericht und Urtheil, manchmal bloß für eine scheinbare That erschossen ließ! War das nicht schlimmere Tyrannei als die Knete?“

S. 148: „Die Verschwiegenheit ist im genaueren Sinne unter die Tugenden gestellt; so lange diese beobachtet wird, ist Niemand unglücklich; aber das überflüssige Plaudern und die Lügen haben manches theure Haupt unter das Beil des Henkers gebracht; und wenn eine Regierung dem Lande und Volke angemessen ist, so wüßten wir nicht, wozu das überflüssige Plaudern dienen sollte. Wir kennen Länder, wo völlige Freiheit zu sprechen und zu schreiben ist, nichts desto weniger wird doch daselbst gesprochen und nichts Anstößiges geschrieben; denn Plaudereien und Schmierereien sind für einen gut organisirten Staat ein leicht entzündbares Uebel.“

S. 149: „Bei jeder Zeile, die wir hier lesen, wird es uns immer klarer, daß sein Gehirn von lauter Gespenstern angefüllt ist, die ihn endlich in das Elend stürzen und auf den Gottesacker führen werden. Schon jetzt kommt er uns vor, wie ein Gebäude, an welchem die Balken zerbrechen und das schon im Einstürzen begriffen ist.“

S. 158, Stilprobe: „Se. Majestät der Kaiser besucht häufig die verschiedenen Kadetten-Corps und tritt als Vater unter diesen Kindern auf, die sich ihm an die Arme, Füße hängen, an der Uniform, am Degen festhalten, und sie mit sich machen läßt, was die Kinder wollen; er scherzt mit ihnen, schickt Confecte, Backwerk, selbst Spielwerk, und die Kinder sehen in ihm mehr den Vater, als Kaiser, so daß er selbst oft sich in ihre Spiele mischt, ohne daß sich die Kinder im Mindesten geniren.“

S. 160, noch eine Stilprobe: „Wir geben dies zu bei manchen schüchternen Menschen, die in keiner großen und vornehmen Gesellschaft gewesen sind; aber von einer andern Seite zeugt dies auch von unreinem Gewissen; und so wie wir bis jetzt Herrn Custine beobachtet und beurtheilt haben, so stellen wir ihn unter das Letztere. Was er über den Tod Peters III. philosophirt, würde sich eher auf Frankreich und das schwärzeste aller schwarzen Flecken in der französischen Geschichte, auf den Tod von Louis XVI. mit seiner armen Familie beziehen. Wie viele der Franzosen werden diese schreckliche That ungeschehen gewußt haben! (sic!). Die ganze Geschichte über (sic!) den Tod jenes Kaisers ist so unglaublich“ u. s. w.

S. 165: „Wir würden Jeden, der über ein Volk Lügen schreibt oder spricht, so bestrafen lassen, daß es ihm ein zweites Mal nicht einfallen sollte, jemals wieder eine Unwahrheit zu schreiben. In diesem Falle kann sich Herr Custine trösten, daß

wir nicht Souverain sind, sonst würde es ihm schlimm ergehen.“

In diesem Unteroffizier-tone geht es nun noch hundert Seiten fort, die man uns erlassen möge ausziehen. Was wir mitgetheilt, bestätigt hinlänglich unser Urtheil über dieses Machwerk und beweist, daß wenn der Preis dieses Buches von anderthalb Thalern auf anderthalb Groschen herabgesetzt würde, er noch immer zu hoch wäre. — 118.

Mannigfaltiges.

* Die Nachn. Ztg. vom 25. Mai theilt das Erkenntniß des Ober-Zensurgerichts über nicht weniger als sieben ihr gestrichene Zeitungsartikel mit, von denen sechs ganz oder theilweise die Druckerlaubnis erhielten, während in Bezug auf den siebenten die Druckverweigerung des Zensors bestätigt wird.

* Kaplan Selig aus Denabruß hält sich gegenwärtig im Silbersteinischen auf, um auch hier seine segensreiche Wirksamkeit für die Mäßigkeits-Sache zu üben.

* Der Berliner Verein gegen Thierquälerei fängt an, seine thierfreundlichen Zwecke in t größerer Kraft zu verfolgen. Bereits hat er ein Immediatgesuch an den König abgeschickt, um eine genauere gesetzliche Bestimmung zur Bestrafung von Thierquälerei, die wir leider in großer Menge haben, zu erlangen. Ja, er läßt sogar auf eigene Kosten eine theure Maschine bauen, um das auf der Spree nach Berlin geflüßte Pöhl herauszuwinden, was bis jetzt durch Pferde, nicht ohne die peinlichste Qual der Thiere ausgeführt wird. (S. M.)

* In Ems hat man eine eigene Art des Pflingstfest zu feiern, nämlich mit Eröffnung der Spielbank.

* Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen soll sich, wie man hört, an die österreichische Regierung mit dem Ansuchen gewendet haben, zum Behufe einer Reorganisation des dortigen Schulwesens einen Benediktiner-Ordens-Priester (man nennt als solchen Hrn. Beda Weber zu Meran in Tyrol) zeitweilig dahin überlassen zu wollen. Die Unterrichtsanstalten in Sigmaringen sollen auf dem religiösen Prinzip noch mehr befestigt werden. (S. M.)

* Der Kaiser von Rußland soll den Entschluß gefaßt und den Plan entworfen haben, seine nordische Residenz durch eine Eisenbahn von riesiger Dimension mit dem schwarzen Meere in Verbindung zu setzen; ein dritthalb hundert Meilen langer Schienenweg soll von Petersburg nach Odessa führen. Die Weser Zeitung sagt, die Bahn würde über Ostrow, Witepsk, Rogatschow, Kiew, Balta nach Odessa gehen, und mit einer Zweigbahn bis Jemall etwa 1400 Werst lang sein. Ein solcher Schienenweg würde das Centralisations-system in Rußland vollenden. Die ungeheuren Kosten sollen durch eine, angeblich unter 5 Proz. Zinsgewähr abzuschließende Anleihe im Auslande herbeigeschafft werden. (M. Z.)

Bekanntmachungen und Anzeigen.

(331.) **Wiener-, Französische, Cachemir- und Mouseline de laine-, wolene und seidene**

Shawls

in einer Auswahl von mehr als 200 verschiedenen Dessins, zu ausserordentlich wohltheilen Preisen bei **Herrn Ludw. Börner.**

Extrait de Circassie.

von DIMENSION & Co. in Paris. (332.)

Ein vorzügliches und vielfach erprobtes Schönheitsmittel, um die Haut von allen Flecken zu reinigen, und derselben nach nur kurzem Gebrauch ein zartes Weiss, die schönste Frische, Glanz und Weichheit auf lange Dauer zu geben.

Dasselbe ist in grossen, weissen Flacons mit Gebrauchsanweisung à 1/2 Thaler allein zu haben in der Expedition dieses Blattes.

Konzeffionirtes Westphälisches

(333.) **Theater in Siegen.**

Freitag, den 31.: Muttersegen, oder die neue Fanchon. Oper in 5 Akten.

Sonntag, den 2. Juni: Die Grabesbrant oder Gustav Adolph in München. Schauspiel in 6 Akten.

Dienstag, den 4. Juni: Vikonte Littorge oder die Kunst zu gefallen. Lustspiel in 4 Akten.

